

Im Land der geheimen Wünsche

Erwachsenen fällt es oft schwer, sich auf Geschichten, die Kinder von sich selbst erzählen, einzulassen. Warum ist das so? Und warum ist es wichtig, dass wir Großen uns hier ändern? Unser Autor erzählt von radikalem Respekt, Demut und dem Menschen hinter der Geschichte – hören wir ihm zu.

LOTHAR KLEIN



Opa, erzähl mir noch mal, wie du damals fast ertrunken wärst!“ Was auf diese Aufforderung folgte, ist eine der Lieblingsgeschichten meines Großvaters gewesen. Er sei, so berichtete er, als kleiner Junge auf einer alten Tür über einen kleinen Tümpel gesegelt, ins Wasser gefallen und fast ertrunken, weil er nicht wusste, dass er im Wasser stehen konnte und als Nichtschwimmer stattdessen vergebliche Schwimmversuche veranstaltet hat. Mindestens fünf Liter Wasser habe er geschluckt. Unzählige Male habe ich ihn gebeten, mir diese Geschichte zu erzählen. Geglaut habe ich ihm kein Wort, aber seine Erzählung hat mich jedes Mal aufs Neue fasziniert. Ich habe mir ihn als nur einhundertachtundfünfzig Zentimeter großen Mann nämlich immer strampelnd in einer Wasserpflanze vorgestellt. Mein Großvater konnte seine Geschichten stets spannend ausschmücken und mit viel Humor garnieren. Ich hing an seinen Lippen. Auch für ihn müssen das schöne Momente gewesen sein.

Wenn junge Kinder Geschichten erzählen, ist alles anders. Mit einem betörenden Lächeln, großen Augen und gestenreichen Armbewegungen sitzt etwa meine drei Jahre alte Enkeltochter in ihrem Hochstuhl und fängt aus heiterem Himmel an zu reden: „Ich will euch was erzählen. Als ich noch klein war, da wohnte ich woanders. Da wohnte ich bei meiner Familie. Und der Stopa war auch da. Zu Ende.“ Natürlich sieht sie in die Runde, die aus ihrer Oma und mir besteht, und wartet auf eine Reaktion. „Wer gehört denn alles zu deiner Familie?“, fragen wir. Sie fängt sofort an, alle aufzuzählen, die zur Familie gehören. Dann fragen wir nach dem Umzug, den sie als Eineinhalbjährige erlebt hat, und ob sie sich daran

erinnert. „Nein“, sagt sie und zählt weitere Familienmitglieder auf – von der Uroma bis zu ihren amerikanischen Cousinen.

Die Geschichten, die Kinder erzählen, wirken nicht von allein. Damit es sich zu einer echten Begegnung zwischen Erzählenden und Zuhörenden entwickeln kann, braucht es das Engagement der zuhörenden Erwachsenen. Aber ebenso wie die Geschichten meines Großvaters haben es die meiner Enkeltochter in sich. Sie verraten nämlich einerseits eine Menge über diejenigen, die eine Geschichte erzählen. Ihr Erleben, ihre Gefühlswelt, ihre Entscheidungen,



ihre geheimen Wünsche kommen hier zum Ausdruck. Wir wissen beispielsweise heute, wie sehr Astrid Lindgrens wirkliches Leben in ihre Geschichten eingeflossen ist. So war es bei meinem Großvater und so ist es bei meiner Enkeltochter.

Wer zuhört, tut das auf eine ganz bestimmte Art und Weise

Weil Geschichten also immer einen biografischen Anteil haben, entwickelt sich andererseits meist fast von selbst so etwas wie Resonanz zwischen Erzählenden und Zuhörenden. Für den Zuhörenden ist

nicht nur der Inhalt der Geschichte bedeutsam, sondern auch die Person, die dahinter sichtbar wird. Ein wechselseitiger Prozess kommt in Gang. Beide Seiten tragen dazu bei, nicht nur der Erzählende. Wer zuhört, hört auf eine ganz eigene Art zu. Körper, Gesten, Laute, Bewegungen, all das beeinflusst auch das Erzählen. Es wird lauter oder leiser, langsamer oder schneller, wird auf eine bestimmte Art und Weise intoniert. Resonanz ist sich miteinander einschwingen, Antwort und Gegenantwort, das Bemühen beider, sich miteinander zu synchronisieren, ist Begegnung. Insofern ist das Erzählen einer Geschichte, auch wenn es ganz nebenbei bei einem Treffen unter Freunden geschieht, immer auch ein wechselseitiger Beziehungsprozess. Kinder beherrschen die Fähigkeit sich einzuschwingen vollkommen. Sie steigen unmittelbar in das erzählte Geschehen ein, mit Fragen („Hatte die Tür auch ein Loch?“), mit einem Lachen an der richtigen Stelle (als der Opa merkt, dass er doch im Wasser stehen kann), mit Bestätigung des Gegenübers („Gell, da warst du froh?“) oder indem sie sich einfach körperlich an einen kuscheln und deutlich machen, dass sie mitfühlen. Umgekehrt funktioniert das nicht unbedingt. Wenn Kinder Geschichten erzählen, hören Erwachsene oft nicht richtig hin. Sie signalisieren selten, dass sie bereit sind, sich ganz einzulassen. Fast immer sind Erwachsene innerlich schnell bei anderem, deuten, bewerten oder schweifen ab. Woran liegt das?

Erwachsene stellen an Geschichten bestimmte Anforderungen. Sie sollen berühren, ergreifen und lebendig sein, sollen gut erzählt sein, einen Spannungsbogen besitzen, witzig, nicht zu kurz und nicht zu lang sein und quasi wie von selbst berühren. Wir erzählen uns,

was wir erlebt haben, welchen Herausforderungen wir gegenüberstanden, wie wir sie gelöst haben, wer uns dabei geholfen und wer uns Steine in den Weg gelegt hat. Aber Geschichten zu erzählen, die Zuhörende in ihren Bann ziehen, das ist auch eine Kunst, die junge Kinder noch nicht beherrschen. Ihnen fehlt es noch an sprachlicher Ausdrucksvariation und an der Fähigkeit, sich in die Welt der Gedanken, Gefühle

und Vorstellungen anderer hineinzuversetzen. Insofern ist die Geschichte meiner Enkeltochter keine, die all diesen Erwartungen entspricht. Sie zieht uns nicht von selbst, etwa durch die Art ihres Erzählens oder den Inhalt, in den Bann. Ihr Spannungsbogen ist natürlich äußerst begrenzt.

Aber trotz aller Kürze ist es eine Geschichte. Sie erzählt von dem, was unsere Enkeltochter erlebt hat, und

davon, welche Bedeutung dieses oder jenes Erlebnis für sie hatte. Die Frage nach dem Erlebten ist bei unserer Enkelin natürlich schnell abgehakt. Ihre Geschichte enthält diesbezüglich nichts, was wir nicht schon längst wussten: Sie ist in ihrem kurzen Leben schon einmal umgezogen, wohnte damals wie heute mit ihren Eltern zusammen, und ihr amerikanischer Opa, der Stopa, war einmal zu Besuch. Wir wundern uns viel



Wenn der Opa eine tolle Geschichte erzählt, hört der Enkel begeistert zu. Aber funktioniert das auch andersrum?

leicht, dass sie sich noch daran erinnert, und freuen uns darüber. Darüber hinaus gibt es aber wenig, was uns vordergründig fesseln könnte.

Erst, wenn wir diese kleine Erzählung mit ihr, ihrem Leben und uns selbst verbinden, beginnt etwas zu prickeln. Reformpädagogin Élise Freinet beschrieb es einmal so: Die Geschichten der Kinder sind „die Offenbarung des Lebens selbst“. Weshalb erzählt meine Enkelin uns davon? Weshalb gerade jetzt? In welchem Zusammenhang kommt sie darauf? Was bedeutet es einerseits für sie, schon umgezogen zu sein und damit einen Umbruch erlebt zu haben, der auch mit einem Kita-Wechsel verbunden war und die Familie ziemlich belastet hat? Andererseits war sie zu jeder Zeit in der

Sicherheit ihrer Familie, den sehr weit weg lebenden amerikanischen Großvater eingeschlossen, aufgehoben. Bezieht sie beides aufeinander? Zu dieser Zeit war sie stark damit beschäftigt, das Who's who ihrer Familie zu verstehen. „Oma, dein Kind schläft noch“, bekamen wir erzählt oder wurden mit Fragen konfrontiert wie: „Oma, deine Mama ist meine Uroma, gell?“ oder „Opa, du bist der Papa von Mama und Stopa der Papa von Papa?“

Geschichten sind die älteste Form, Erfahrungen, Emotionen und Informationen auszutauschen. Und dies nicht nur im historischen Sinn, sondern auch in der Entwicklung des einzelnen Menschen. Der Bildungsforscher Gerd Schäfer ist sich sicher, dass jüngere Kinder nicht nur Geschichten erzählen, sondern zumindest eine Zeit lang ausschließlich in Geschichten denken. Narratives Denken, so nennt er eines der von ihm postulierten vier Denkformate von Kindern im Kindergartenalter. Das bedeutet, dass Kinder mir nicht erklären, was ein Hund ist, sondern mir eine Geschichte über einen Hund erzählen, den Hund also nicht

definieren, sondern mir schildern, was sie mit dem Hund erlebt haben und wie sich das angefühlt hat. Erzählen sie etwas, fokussieren sie den Bericht nicht auf das Wesentliche oder das, was den Zuhörenden besonders interessieren könnte, sondern bleiben die ganze Zeit über bei der Perspektive ihres persönlichen Erlebens. Sie verwandeln, was sie im Kopf haben, in Worte. Fehlen ihnen Informationen, füllen sie die Lücke einfach mit dem, was sie schon

Geschichten von Kindern sind von Belang – sowohl für das Kind als auch für uns.

wissen, und scheren sich (noch) nicht um kulturell festgelegte Erklärungen. Sie folgen der Logik der inneren Weltsicht. Auf diese Weise kommen die für Erwachsene so witzigen, manchmal auch abstrusen Erklärungen zustande wie die des zweijährigen Manuel, der herausbekommen hat, dass außer seinem Vater auch der Vater seiner Freundin Mira in Frankfurt arbeitet. „Dann haben die sich ganz bestimmt schon mal getroffen!“, behauptet er. Oder die Kinder in Reggio, die herausgefunden haben, dass alles einen Schatten hat - außer der Ameise.

Wir sollten Kindern ermöglichen, mit ihren Geschichten zu spielen

Wie sollen nun logisch rational denkende Menschen darauf reagieren? Erstens müssen wir anerkennen, dass die Geschichten der Kinder bedeutsam sind, und zwar sowohl für das betreffende Kind als auch für uns. Zweitens müssen Erwachsene mit Demut anerkennen, dass es „nicht darum geht, das aufzudecken, was sich in den Geschichten der Kinder versteckt, sondern zu sehen, dass etwas darin steckt, was uns Erwachsene zwar nichts angeht, was aber aus den tieferen Schichten des kindlichen Geistes hinausdrängen und bis zur Oberfläche gelangen möchte“, wie es Freinet-Pädagoge Paul Le Bohec beschrieb. Es geht also nicht darum, etwas damit zu machen, sondern sich dafür zu inte-

ressieren, was das Erzählte für das jeweilige Kind bedeutet.

Drittens dürfen Erwachsene auf keinen Fall bewerten, weder tadeln noch loben. Weder „Das ist aber eine tolle Geschichte“ noch „Das war doch ganz anders, als du es erzählst“. In beiden Fällen entfernt man sich vom Kind, wie es sich selbst erlebt, und dem, was es uns darüber erzählt. Wir sind innerlich in unserer eigenen Weltsicht gefangen. Im Dialog sprechen wir von „radikalem Respekt“, den wir anderen entgegenbringen sollten. Das bedeutet vor allem, sie nicht verändern zu wollen. Erika Kazemi-Weisari hat einmal gefordert, Kinder nicht „mit unseren Gewissheiten zu belagern“. Viertens sollten wir lernen, den Kindern zu ermöglichen, mit ihren Geschichten zu spielen. Dieselbe Geschichte am nächsten Tag wiederholt oder dasselbe Bild am nächsten Tag erneut kommentiert, wird sich ganz sicher verändern. Nun werden neue und andere Erlebnisse eingebaut und verbunden. Es kommt eben gar nicht darauf an, die „wahre Geschichte“ zu hören. Jede Nuance, jede veränderte Tönung, jedes neue Element in der Geschichte bindet andere oder neue Erlebnisse und Gefühle des Kindes mit ein.

Fünftens sollten Erwachsene sich auch selbst und zwar als Person in den Geschichten-erzähl-und-hör-Prozess einbringen, also einen Faden aufgreifen und mit eigenen Erlebnissen verlängern. So kann ein wechselseitiger „Fluss von Bedeutung“ entstehen, wie es Martina Hartkemeyer, Leiterin des Deutschen Instituts für Dialogprozess-Begleitung, formuliert. Erkunden, fragen, weiterspinnen, ergänzen, einen Vorschlag machen und gespannt sein auf den Gegenvorschlag. Aber Vorsicht ist angesagt, damit wir dem Kind nicht die Regie wegnehmen. Sechstens und vielleicht am wichtigsten ist es, zu verlangsamen. Zuhören, schweigen und abwarten, spiegeln und interessiert nachfragen sind die Techniken. ◀